

D. Terbishdagva

IM JAHR DES ROTEN AFFEN

*Ein Nomade zwischen
Jurte und
Brandenburger Tor*

mit zahlreichen Abbildungen

neues leben

Über den Autor:

Dendev Terbishdagva wurde 1956, im »Jahr des Roten Affen«, in eine kinderreiche mongolische Nomadenfamilie geboren, in einem Ort in der Steppe und den Bergen. Nach seinem Schulabschluss studierte er Lebensmitteltechnologie an der Berliner Humboldt-Universität und arbeitete anschließend als Technologe und Betriebsdirektor im Fleischkombinat in Ulaanbaatar, das durch DDR-Hilfe aufgebaut wurde. 1988 kehrte er in die DDR zurück und arbeitete als Übersetzer und Betreuer an der FDJ-Jugendhochschule am Bogensee und erlebte mit seiner Familie den Mauerfall direkt. 1990 begann er ein Marktwirtschaftsstudium, danach arbeitete er in der Kreisverwaltung von Bernau. Er war einer der ersten erfolgreichen Privatunternehmer der Mongolei. Von 2000 bis 2002 war er Vizeminister und von 2002 bis 2004 Botschafter der Mongolei in Deutschland. Zurück in der Mongolei, war er viermal Parlamentsabgeordneter, Vorsitzender des Wirtschaftsausschusses, 16 Jahre lang stellvertretender und Vorsitzender der Mongolisch-Deutschen Parlamentariergruppe, Minister, Vizepremierminister und stellvertretender Parteivorsitzender.

Bildquellen:

die archäologischen Bilder sind vom Archäologen Ts. Erdene-Ochir,
alle anderen Bilder stammen aus dem Familienfotoarchiv.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugs-
weise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Neues Leben –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-355-01897-5

1. Auflage 2020

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag
unter Verwendung eines Fotos von S. Baasankhuu
Das Bild zeigt den Autor in seiner Heimat Erdenemandal, Februar 2017

www.eulenspiegel.com

INHALT

Vorwort von Kurt Beck	6
<i>Einleitung</i>	
Wenn der Rauch nach oben steigt	9
<i>1. Kapitel</i>	
Feldherr ohne Denkmal und Mausoleum	23
<i>2. Kapitel</i>	
Geburtsschrei unter blauem Himmel	99
<i>3. Kapitel</i>	
Lehrjahre	129
<i>4. Kapitel</i>	
Jahre ohne Atempause	175
<i>5. Kapitel</i>	
Schachzüge	253
<i>6. Kapitel</i>	
Der Wind dreht sich	317
<i>7. Kapitel</i>	
Das Verschwinden der Demokratie	351
<i>8. Kapitel</i>	
Rückkehr in die Welt	419
Danksagung	478

VORWORT

Die Mongolei war für mich immer eines der geheimnisvollsten Länder dieser Welt. Tatsächlich wusste man in der Bundesrepublik Deutschland recht wenig über dieses flächenmäßig riesige Land. Auch mein Bild war geprägt von der Geschichte eines Dschingis Khan und all den Geschichten, die sich um seine Zeit rankten. Erst mit der demokratischen Revolution – und so ging es sicher vielen meiner Landsleute – lernten wir diesen Teil der Welt besser kennen.

Seit der demokratischen Revolution von 1990 hat die Friedrich-Ebert-Stiftung den mongolischen Transformationsprozess aktiv begleitet. Bei der Ausgestaltung von Demokratie und Marktwirtschaft konnte in den rund 25 Jahren eine enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den verschiedenen Partnern aus Politik, Gewerkschaft und Zivilgesellschaft aufgebaut werden – eine Verbindung, die bis heute hält und auch wirtschaftlich schwierige Zeiten überdauert hat. Insbesondere das Engagement und die Expertise der Stiftung in Fragen des Sozialstaats, der Gestaltung freier Medien oder einer demokratisch verfassten Parteienlandschaft werden in der Mongolei sehr geschätzt.

Die große Offenheit der mongolischen Partner für die Erfahrungen und Konzepte aus Deutschland und anderen Ländern, aber auch die oftmals persönlichen Verbindungen vieler Mongolen zu Deutschland und zur deutschen Sprache machten die Zusammenarbeit sehr erfolgreich.

In dieser Zeit wurde auch mein persönliches Interesse an diesem Land geweckt. Voller Respekt nahm ich wahr, wie konsequent der Weg der Demokratisierung gegangen wurde. Genauso habe ich das Geschick bewundert, wie sich die Mongolei einen eigenen demokratischen Weg zwischen den mächtigen Nachbarn China und Russland erarbeitet hat. Endlich konnte ich als Vorstandsvorsitzender der Friedrich-Ebert-Stiftung im Juni 2018 die Mongolei besuchen. Das Land und noch mehr seine Menschen haben mich begeistert. Die Gastlichkeit, die Offenheit und der vielfach deutlich zu spürende, besondere Kontakt zwischen den Menschen in der Mongolei und den Deutschen haben mich

berührt. Dies galt für meine Kontakte mit dem Premierminister genauso wie mit vielen Menschen in Ulaanbaatar und – bei einer Reise durch das Land – mit vielen Bürgern.

Ein traditionelles Volksfest, das zu Ehren meiner Delegation und mir gegeben wurde, war Ausdruck der Gastfreundschaft, der großen Kultur und zugleich des selbstbewussten Blickes in die Zukunft. Wettbewerbe im Bogenschießen, ein Pferderennen und ein großes Turnier im Ringen zeugten von der Nähe der Menschen zu ihrer Kultur. In der Tradition verwurzelt und der Zukunft zugewandt waren meine bleibenden Eindrücke.

Ich wünsche mir sehr, diese Kontakte und die guten Beziehungen fortzusetzen. Es ist mir ein Anliegen, Seiner Exzellenz Dendeв Terbishdagva für seine Beiträge zur Völkerfreundschaft zwischen Mongolen und Deutschen, zunächst in Ost und West, dann im wiedervereinigten Deutschland zu danken.

Dendeв Terbishdagva kann als Vorbild für die guten deutsch-mongolischen Beziehungen gesehen werden. Als Absolvent der Humboldt-Universität in Berlin und Augenzeuge des Mauerfalls hat er Jahre später im wiedervereinigten Deutschland als mongolischer Botschafter (2002 – 2004) die Beziehungen beider Länder gepflegt und Brücken geschlagen. In seinem Heimatland engagiert sich Dendeв Terbishdagva seit 1990 intensiv für den Transformationsprozess. Sicherlich auch geprägt von den Eindrücken des Lebens in der DDR, des Mauerfalls und der Wiedervereinigung avancierte er hierbei zu einer zentralen Figur, die in den deutschen Erfahrungen Orientierung für die Politik in der Mongolei findet. In wichtigen Staatsämtern und als langjähriger Parlamentsabgeordneter hat er daher immer wieder deutlich gemacht, dass Freiheit und soziale Gerechtigkeit die Voraussetzungen für das Gelingen der Demokratie sind.

Das vorliegende Buch ist Ausdruck für eine besondere Völkerfreundschaft und den herausragenden Beitrag dazu von Dendeв Terbishdagva. Dafür danke ich Ihnen und wünsche alles Gute und unseren Völkern eine friedliche Zukunft und weiterhin ein freundschaftliches Miteinander.

Kurt Georg Beck

Ministerpräsident a. D.

Vorstandsvorsitzender der Friedrich-Ebert-Stiftung

Einleitung

WENN DER RAUCH NACH OBEN STEIGT

Anhand des Schornsteinrauches kann ein Nomadenmongole auch heute noch die Wetterlage bestimmen. Wenn der Rauch gerade nach oben steigt, bleibt der Wind den ganzen Tag still, wenn der Rauch seitlich strömt, wird der Wind stärker, es wird bewölkt und regnerisch. Die Nomaden vermuten, wenn der Ruß im Kessel über dem brennenden Ofen von allein versucht abzugehen und es nicht ganz schafft, wird es einen Sturm geben. Kälte droht, wenn die Flamme des Feuers im Ofen rötlich aussieht, scheint sie hell, kündigt sich Wärme an. Wenn Schafswolle und gegerbtes Leder feucht werden, wird es regnen. Durch die Beobachtung der Natur und der Landschaft, der Tiere und der Vegetation können sich die Nomaden mit dem Wetter verständigen. Sie ist eine ihrer Lebensweisheiten.

Ihre Beobachtungen und Erfindungen haben sich durch die extremen Lebensbedingungen entwickelt. Die Mongolei ist weit entfernt von Meeren und Seen. Sie befindet sich im Zentrum Nordasiens und hat um sich herum nur hohe Berge, Wüsten und Steppen. Durchschnittlich liegt sie 1500 Meter über dem Meeresspiegel und weist auch dadurch extreme kontinentale Klimabedingungen auf. Der Jahresdurchschnitt der Temperaturen beträgt 0,2 Grad Celsius, gemessen über die vier Jahreszeiten. In den Wintermonaten schwankt die Temperatur zwischen minus 10 und minus 40 Grad Celsius, in den Sommermonaten zwischen plus 10 und plus 40 Grad Celsius: keine leichten Bedingungen für die Lebewesen in dieser Natur. Hirtennomaden beobachten sehr genau den Wetterumschwung und die Gesetzmäßigkeiten der Natur. Dadurch erlangten sie die Fähigkeit, sich schnell an die Gegebenheiten anzupassen. Daher vertreten Wissenschaftler heute die Auffassung, dass die Besonderheit des »starken Staates der Nomaden« darin besteht, sich schnell an die sich verändernde Geschehnisse anpassen zu können. Der Prozess des

Sich-Gewöhnens und Anpassens ist nicht nur physisch und substanziell zu verstehen, sondern auch psychisch und instinktiv. Dank der schroffen, harten, scharfen und kantigen »Laune der Natur« erwarben die Menschen eine nützliche Anpassungsfähigkeit, wie sie sich auch durch Tapferkeit und Kühnheit auszeichnen. Diese Einschätzung von mir ist nicht übertrieben. Diese Eigenschaften zeigten sich einst in den mongolischen Eroberungskriegen, aber auch heute im Eifer des weltweiten Wettbewerbs auf unserem Planeten. Nur rund drei Millionen Menschen sind Mongolen. Unter ihnen gibt es Goldmedaillengewinner bei Olympia, IQ-Weltmeister, Schachmeister, Astronauten, viele große Meister des Sumo-Ringkampfs, klassische Sänger, Balletttänzer, Zirkusartisten, exzellente Pianisten und Geigenspieler, Soldaten in Friedenssicherungseinsätzen, Wissenschaftler, die in Nobelpreisteams mitgearbeitet haben und viele andere, die in allen Ecken der Welt ihre ausgezeichneten Fähigkeiten demonstrieren. Junge Mongolen genießen durch ihr Können weltweite Anerkennung. Der Ex-Ministerpräsident D. Byambasuren drückt es so aus:

»Die Lebensfähigkeit der Nomaden ist das größte geistige Erbe der Mongolen. Die Kultur und Zivilisation haben ihre hohe Wertigkeit bislang nicht verloren, weil die Mongolen durch das Nomadenleben von den anderen unabhängig sind, und weil ihre Selbstständigkeit und ihre Selbstbestimmtheit dominieren. Auch haben die Mongolen eine ökologische Wahrnehmung. Nomaden begutachten ihre Heimat sowie die Lebenswelt und die Viehrassen der Herde. Dank seines ausgeprägten Sachverstandes ist ein mongolischer Hirte ein absoluter Experte auf seinem Gebiet. Natürlich hat er in diesem Sinne nicht Mathematik oder etwas anderes studiert. Aber die Hirten sind sehr begabt im Vorausschauen des Alltagslebens, womit sie ihr Leben im Großen und Ganzen gut organisieren.«

Das Buch von Lü Jiamin »Der Zorn der Wölfe« ist in beinahe 40 Sprachen übersetzt worden. Dieser chinesische Schriftsteller beschreibt darin die Allverbundenheit der Mongolen mit der Natur: »Die Steppennomaden schätzen das große Leben der Gräser und der Natur viel mehr als das unantastbare Leben des Menschen. Die Sesshaften schätzten das individuelle Leben und das winzige Leben viel mehr als das ›Ganze‹.

Aber können die kleinen Leben weiter existieren, wenn das große Leben vergehen würde?«

In dem Buch ist ein Gespräch mit einem alten mongolischen Hirten aufgezeichnet, das die Besonderheiten der Hirtennomaden und ihrer Öko-Philosophie, die sie in ihrer Heimat bewahren, widerspiegelt. Mein guter Freund, der Wissenschaftler B. Dshadambaa kam zu dem Schluss: »Das mobile Leben der Nomaden ist der Grund für die kontinuierliche Veränderung. Dieser Wandel ist der Kern für unsere Entwicklung.«

Wir Freunde sitzen oft zusammen. Eins der vielen Gespräche verlief so: »Globalisierung ist gegenwärtig weltweit ein wichtiges Gesprächsthema. Ich würde der Mongolei wünschen, dass sich diese Tendenzen nicht unbedingt auf sie übertragen, sondern dass die Mongolei ihre Besonderheit beibehält und weitertragen kann. Heutzutage hat es einen weltweiten Seltenheitswert, ein Nomadenvolk zu sein. Zwanzig Prozent der mongolischen Bevölkerung sind Nomaden geblieben. Woher kommt heute die ansonsten allgegenwärtige Berechenbarkeit des Lebens?«

»Das Leben der Menschheit ist grob in sesshafte und nomadische Zivilisationen zu unterscheiden. Dank der Globalisierung funktioniert glücklicherweise die freie Zivilisation als Alternative zu der ›normalen‹. Es wäre richtig, wenn die Mongolen sich auf eine freie Zivilisation einigen würden, denn die Mongolei kann der Schauplatz für eine freie Zivilisation sein. Das heißt, der Parallelismus der Sesshaften und der Nomaden bildete als Einheit das ›Allleben‹. Nun ist die Zeit gekommen, dass die Welt ihren Blick auf die Mongolei richtet.« Über diese Themen unterhielten wir uns ständig: Was kann die Welt von der Mongolei lernen? Ich glaube, ich liege nicht falsch, wenn ich annehme, dass Flexibilität, Authentizität und Ursprünglichkeit des Erlebens zu den positiven Eigenschaften gehören, die sich in der Mongolei besser erhalten haben als in vielen sesshaften Kulturen, auch wenn sich die Mongolei natürlich in einem Übergangsprozess befindet. Wie ich es mit meinem Freund Dshadambaa erörtert hatte, treffen hier zwei grundverschiedene Lebensweisen aufeinander, die ein unterschiedliches Konzept von »Wahrnehmung« und »Wirklichkeit« haben:

»Nomaden nehmen Veränderungen stets hellwach zur Kenntnis. So reitet ein Junge schnell durch das weite Tal zur Schule und sieht

währenddessen die Bewegungen von Landschaft, Wetter, Vegetation und Tieren mit anderen Augen. Er erkennt diese Bewegung nur durch seine Beobachtung und kann sie so auch durch sein inneres Auge betrachten. Andere Kinder reisen nur im Auto zwischen den Häusern und verbringen ihre Zeit oft vor dem Computer oder vor dem Fernseher. Dadurch wird jede Bewegung reduziert, und Bewegungsmangel und Stillstand verlangsamen das Denken und das Gedächtnis. Die Folge ist, dass das Wesen oder der Kern der Sache nicht angemessen erkannt werden kann. Deswegen zieht es die sesshaften Menschen gegenwärtig wieder vermehrt in die Natur, und sie verbringen ihren Urlaub in den Graslandschaften. Sesshafte Menschen zügeln das reale Leben der Wirklichkeit.«

»Das ist wirklich wahr. Schon früher konnte ein sechsjähriges Schulkind allein eine weite Strecke zur Schule reiten, ohne Probleme. Auch heute noch laufen viele Schulkinder in der Mongolei weite Strecken zu Fuß, um in die Schule zu kommen. Hirtenkinder haben ein viel ausgeprägteres Beharrungs- und Durchhaltevermögen als Stadtkinder.«

»Leben bedeutet für die Mongolen ›Kulturzelle‹. Ihre Lebensweisheit wird geprägt durch selbstständiges Nachdenken. Beobachtungen, Überlegungen, Einleben und sich anpassen auf dem ewigen Kreislauf, das macht das Leben der Nomaden aus. Deshalb sind die Nomaden so verwegen, kühn, kämpferisch und hartnäckig. Auch die Mongolen leben nach dem Motto ›Besser der Kopf der Bremse sein als der Schwanz des Löwen!‹. Das heißt, dass man durch kluge Selbstständigkeit im Leben immer sein eigener Herr ist.«

Mit einem anderen Wissenschaftler, mit G. Chuluunbaatar, habe ich über diese Kultur der ständigen Veränderung ebenfalls diskutiert. Er meinte, es sei ertragreicher und besser, wenn man versuchen würde, die traditionelle Denkkultur der Mongolen in der Vergangenheit aufzudecken. Dazu betont er die dualistische Grundkonzeption, die als bestimmender Ansatz einer Lebensphilosophie der Mongolen in vielen Bereichen ihren Niederschlag gefunden hat:

»Die nationale Identität des Geistes der Mongolen und ihre Entwicklungsphilosophie haben sich mit den alten Mongolen vor langer Zeit gebildet. Ihre Elemente sind die Lebensweise und die hauptsächlichen Aktivitäten des Daseins, wobei der Himmel und die Erde als die

grundlegenden beiden Anfänge angesehen werden: Demzufolge hat jedes Ding zwei Ursprünge, die sich gegenseitig bestimmen. Ein solcher Dualismus, bei dem die Gegenpole von Himmel und Erde den Beziehungsrahmen menschlicher Entfaltung darstellen, prägt die mongolische Denkkultur in vielerlei Hinsicht.

Auch die Chronologie ›Die geheime Geschichte der Mongolen‹, die alte Quellen, Märchen, Legenden, literarische Schriften, archäologische Funde und anderer Materialien ausgewertet, weist auf dieses Prinzip einer wechselseitigen Harmonie und Balance hin. Philosophische Schulen aus dem Westen bestimmen die religiöse Strömung des Tengrismus: ›Tenger‹ steht im Mongolischen für ›Himmel‹ als eine transzendente Auslegung der auf Ober- und Unterwelt basierenden Vorstellung des Kosmos als übergeordnete Einheit. Als solche ist der Tengrismus aber nicht nur eine spirituelle Weiterentwicklung schamanischer Traditionen, sondern er lässt sich in metaphysische und erkenntnistheoretische Strukturen überführen. An diese können etwa der Buddhismus oder Lamaismus anknüpfen, denn die Lehre der zwei Dinge bzw. Ursachen, also die ›wei-Anfänge‹ und die ›wei-Charaktere‹, ist allgemeingültig und wird durch die jeweiligen Beschreibungen der einzelnen Religionen oder Weltanschauungen nur unterschiedlich definiert. Vergleichbare Denkmuster sind westlichen Lesern sicherlich unter dem chinesischen Konzept von ›Yin und Yang‹ bekannter. Zwei Dinge, die sich gegenseitig bedingen, gelten aber auch im mongolischen Staat und greifen somit von der religiösen Vorlage auf ein national geprägtes Kulturverständnis über: Denn was heißt es, dass zwei Dinge in der Geschichte der Staatszeremonie der Mongolei bestimmend sind, nämlich die Kraft des Buches und die Fähigkeit, selbstständige Gesetzmäßigkeit zu entwickeln? Hier sehen wir Ansätze zur Entwicklung einer eigenständigen Denkkultur, angereichert durch den mongolischen Buddhismus. Auf der Grundlage eines dualistischen Prinzips verschmelzen religiöse und politische Elemente. So widerspiegelt sich der Einheitsgedanke des ursprünglich Vielen am Beispiel des Himmels in der irdischen Struktur der politischen Herrschaft und ebnet praktisch den Weg für die nationale Identität der Mongolen. Insbesondere die Kernlehre der bedingten und bedingenden Harmonie ist untrennbar mit der Staatlichkeit der Mongolei verbunden.«

Die Kraft des Buches – als Kodex des Allgemeinen – und die eigenständige Gesetzmäßigkeit des Handelns – als das Recht des Individuums – sind miteinander in Einklang zu bringen. Darin einen Auftrag der Staatlichkeit zu sehen – welch faszinierender Gedanke, den G. Chuluunbaatar mir hier eröffnet.

»Gutes Erbgut bedeutet Weisheit«, so lautet ein Spruch der Mongolen. Gedanklich schritt ich auf diesem feinen Pfad und gelangte zu dem Begriff »Geist«, als ich mich fragte, welche Eigenschaften des Geistes im Erbgut stecken. Gibt es am Ende sogar so etwas wie eine genetische Besonderheit der Mongolen, die nur unser Volk auszeichnet?

Die wissenschaftlichen Untersuchungen hierzu stehen vermutlich noch am Anfang, und die Ergebnisse sind zu ungenau, um etwas Verbindliches sagen zu können. So sehr eine genetische Identität manchen Nationalisten gefallen würde – ich finde wesentlich spannender, wie umfassend die Verwandtschaftsbeziehungen über die Grenzen hinweg von der Forschung nachgewiesen wurden: Paläoanthropologie, Molekulargenetik und Geschichtswissenschaft berichten uns, dass die die Hunnu anthropologisch sowohl mit den Siedlern aus der Zeit der Quadrat-Gräber aus dem Zentrum der Mongolei als auch mit den alten Mongolen aus dem Mittelalter und den heutigen Mongolen verwandt sind. Über Zeiten und Räume hinweg haben hier verschiedene Kulturen miteinander im Austausch gestanden und sich gegenseitig inspiriert: Ich weiß nicht, ob es ein Mongolisches Gen gibt, aber ich bin sicher, dass die Lebensweise und das kulturelle Schaffen der Mongolen im Wechsel der historischen Begebenheiten prägend für sehr viele Menschen gewesen sind. Wir sollten nach diesem Erbe der Mongolen für die Menschheit suchen, nicht nach nationalistisch motivierter Genetik. Denn die Herrschaft und das Wachen über die Steppe und die nomadische Lebensweise in Harmonie mit der Natur sind viel weitreichendere und wegweisendere Besonderheiten mongolischer Daseinsweise als biologische Determination es je sein könnte. Genau hierin sehe ich einen Auftrag für die moderne Mongolei: nämlich Zeuge der Harmonie zu sein, mit der Menschen unterschiedlichster Traditionen miteinander leben können. Und dieses Leben im Einklang mit der Natur gestalten – auch das ist

eine Herausforderung, der wir Mongolen uns mit besonderer Erfahrung stellen können. Denn das Erbe einer jahrhundertlangen Anpassung an die Natur, an ein Leben mit, in und von ihr, geht nicht durch ein paar Jahre zügelloser Unachtsamkeit verloren. Nur gebietet es die Ehrlichkeit, vor uns selbst einzugestehen, dass viele Mongolen allzu nachlässig mit der Natur umgehen, ihr nicht mehr die Ehrfurcht und den Respekt bezeugen, den wir ihr schulden, und dass das Etikett von der »Naturgemäßheit unseres Lebens« nicht zum Alibi für Verschwendung und Vergeudung werden darf, die heutzutage in der Mongolei um sich greifen, wenn es um Naturschutz geht. Hier müssen wir extrem wachsam sein, uns wachrütteln und wieder ehrlich machen gegenüber uns selbst und anderen. Dann kann es gelingen, aus den einstigen Kriegern der Steppe nunmehr Wächter der Steppe zu machen: Wächter einer Tradition der Harmonie und des Miteinanders, das in ökologischer, anthropologischer und kultureller Hinsicht das große Vermächtnis der Mongolei für die Menschheit darstellt.

Die Anthropologin G. Tserenkhand merkte hierzu treffend an: »Die Steppennomaden gründeten das Großreich der Welt, herrschten über die Sesshaften und spielten eine große Rolle bei den Vermittlungen zwischen beiden Kulturformen. Gegenwärtig sind die Steppennomaden notgedrungen durch die Dominanz der Sesshaften in die westlich geprägte Marktwirtschaft gedrängt worden: durch die Verringerung und Verwüstung des Weidelandes und unter den Wellen der Globalisierung kam es zu dieser Entwicklung. Faktisch machen Steppennomaden nur noch 0,5 Prozent der Weltbevölkerung aus, und die heutigen sogenannten Nomaden sind die Aborigines aus Australien, die Beduinen, die Massai, die Pygmäen, die Tuaregs, die Mongolen, die Tibeter und die Saami.«

Ein Nachfahre dieser nomadischen Kultur der Mongolen bin ich.

Ein krummer Finger

Die frühen Sonnenstrahlen erleuchteten den Wald, der unser Haus in Bayanbulag bei Ulaanbaatar umgibt. An diesem Morgen brachte er seine Schönheit stärker zur Geltung.

Ich genieße oft den Schein der aufgehenden Sonne am frühen Morgen, denn die Natur, die uns reichlich mit ihrer Schönheit beschenkt, bringt viele alte, mir lieb gewordene Erinnerungen zurück. Um meine Gedanken und Erinnerungen aufs Papier zu bringen, ergreife ich den Stift. Aus dem Augenwinkel sehe ich den verkümmerten kleinen Finger an meiner rechten Hand. Warum fange ich nicht gleich hiermit zu erzählen an?

Schneesturm. Jedes Mal, wenn ich dieses Wort höre, zieht sich mein Magen zusammen. Es ist eine kalte Erinnerung aus meiner frühesten Kindheit: ein Schneesturm, bei dem durch das Gewirbel der Schneeflocken Himmel und Erde nicht mehr zu unterscheiden waren. Noch nie hatte ich so viel Schnee in meinen noch kurzen Leben gesehen. Der Sturm, der alles verdunkelte, klang wie Wolfsgeheul, er wütete gleich einer gesichtslosen Kraft und brüllte in meine Ohren.

Wie einen Grashalm, fast vom Wind weggeweht, hatte mich, den kleinen Jungen, der sich mit all seiner Kraft an einem Zaun festklammerte, die nackte Angst fest im Griff. Wenn ich meine Hand nur ein wenig gelockert hätte, wäre ich von der pechschwarzen Schlucht, die sich um mich herum aufat, verschluckt worden. Aus vollem Hals schrie ich, den Zaunpfahl immer fest umklammert. Ein angstverkrampfter Schluckauf mischte sich mit meinen Tränen. Sie sind Zeugen für die Ursache meines verkrümmten Fingers, und zugleich ist dieses Erlebnis auch eine Lehre dafür, dass man im Leben niemals aufgeben darf.

In jenem Jahr wurde das altmongolische Neujahrsfest »Tsagaan Sar« in einem besonders schneereichen Winter gefeiert. Meine Eltern waren noch jung und hatten viele ältere Verwandte, denen sie zum Fest ihre Ehrerbietung erweisen mussten. Ich war erst ein kleiner Knirps von vielleicht drei, vier Jahren und sollte mit meinen Geschwistern zu Hause bleiben. Es gibt ein altes mongolisches Sprichwort, das besagt: »Wenn

man Aufmerksamkeit erregen möchte, dann weinen die kleinen Kinder, und die alten Menschen verweisen auf ihr baldiges Sterben.« Nun, ich wurde dem Sprichwort gerecht und heulte laut, damit meine Eltern mich mitnahmen. Doch sie blieben bei ihrer Entscheidung, ohne mich zu gehen. »Mein Kind, es ist sehr kalt und es schneit viel, aber wir bringen dir Geschenke mit«, versprachen sie, um mich zu beruhigen, und brachen auf. Doch ihre Worte beruhigten mich gar nicht. Eigentlich sollten meine älteren Geschwister auf mich aufpassen, aber sie waren tief in ihr Spiel versunken. So konnte ich mich leise hinausschleichen, um meine Eltern zu suchen. Das ging allerdings gründlich schief: Ich kannte mich in der Nachbarschaft nicht aus, denn erst vor kurzem waren wir von der Steppe in das Zentrum des Verwaltungsbezirks (Sum) Erdene-mandal gezogen. So verirrte ich mich im Schneesturm.

Die Aufmerksamkeit, mit der die nomadisch lebenden Mongolen ihre Umwelt beobachten, ist beispiellos. Das war meine Rettung. Denn das Heulen des Schneesturms und das Meckern des Viehs übertönten fast meine kleine schwache Stimme, die um Hilfe rief. Dennoch haben achtsame Leute das kleine schreiende Kind gehört, denn die Nomaden sind naturverbundene Menschen, die jedes Geräusch unterscheiden können. »Was ist das? Das hört sich an wie ein weinendes Kind!« Rufend kamen Leute aus ihren Jurten heraus und fanden mich weinend an einen Zaunpfahl fest geklammert. Meine Hände waren mit Tränen und Rotz verschmiert. Sie waren erfroren und ich hatte kein Gefühl mehr in den Fingern. Kaum auszudenken, was passiert wäre, wenn diese Leute, die mit ihrer Familie in der nahe gelegenen Jurte Neujahr feierten, mich nicht entdeckt hätten oder auch nur ein wenig später gekommen wären. Meine barmherzigen Retter legten meine Hände so schnell wie möglich in Milchschnaps, denn so behandeln wir in der Mongolei seit Jahrhunderten Erfrierungen. Weil sie keine passenden Bandagen hatten, verbanden sie meine Finger mit einem langen, blauen Seidentuch, das die Mongolen »Khadag« nennen.

Die Hände mit einem Khadag zu verbinden, mag auf den ersten Blick als nichts Besonderes erscheinen. Aber in der Mongolei wird der Khadag verehrt. Bevor wir trinken, opfern wir die ersten Tropfen der Milch, indem wir sie mit unseren Fingern gen Himmel und Erde sprengen. Wir

sprechen dann auch von einem »weißen Khadag«, so heilig ist uns das Seidentuch. Dass meine Retter nicht lange überlegten, bevor sie meine Hände mit ihrem kostbaren Khadag verbanden, beweist ihre Gutherzigkeit und Großzügigkeit. Es zeigt, wie viel Gutes im Menschen stecken kann. Das bezeugen nicht nur Sprichwörter, sondern auch Taten. Und es muss erwähnt werden, dass die Mongolen für ihre Hilfe keine Gegenleistung fordern, ansonsten gilt es nicht als gute Tat. Die Nomaden sind jederzeit bereit, einem Erfrierenden sogar ihr letztes Kleidungsstück zu geben oder einem Reisenden, dem sein Pferd abhandengekommen ist, mit einem Reittier auszuhelfen, auch wenn sie selbst kaum mehr haben.

So hatte die Mongolei während des Koreakrieges Hunderte Waisenkinder aufgenommen, obwohl die Nomaden selbst unter einem harten Winter litten, in dem viel Vieh starb. Als diese Kinder nach Kriegsende in ihre Heimat zurückkehrten, vergossen die Mongolen Tränen, als ob sie ihre eigenen Kinder verabschiedeten.

Nachdem man mir warmen Tee und Suppe gegeben hatte und das Schlimmste überstanden schien, ließ man nach meiner Familie suchen. Die Nachricht erreichte meine schockierten Eltern und sie eilten herbei, um mich abzuholen. Sie zeigten sich gegenüber der fürsorglichen Familie, die mein Leben aus dem Schneesturm gerettet hatte, zutiefst dankbar, und wir besuchten uns noch viele Jahre gegenseitig. Wegen der schlechten und langen Kommunikationswege brach der Kontakt nach unserem Umzug in die Hauptstadt leider ab.

Aus Angst vor Schmerzen ließ ich niemanden an meine verbundene Hand heran. Weil ich den krumm gewickelten Verband zu lange trug, heilte auch mein Finger krumm. Mein verwachsener kleiner Finger erinnert mich bis heute an mein trotzköpfiges Verhalten und meine schrankenlose Kindheit.

Später rieten mir mongolische und ausländische Ärzte, den Finger begradigen zu lassen. Heutzutage werden sogar viel schwierigere Eingriffe vorgenommen. Doch ließ ich mich nicht überzeugen, daran je etwas zu ändern. Warum auch? Mein armer Finger mag vielleicht nicht unbedingt schön für andere aussehen, aber er ist ein Zeuge der Zeit, als meine Welt heil und unsere Familie intakt war. Und auch zum Andenken an die guten Leute, die mich in dem grausigen Sturm den Klauen des Todes



Reiten ist der Stolz eines jeden mongolischen Mannes. Jedes Mal, wenn ich auf dem Land bin, reite ich gern ein Pferd. Erdenemandal sum, Arkhangai Aimak, 2019

entrissen und gepflegt haben, werde ich diesen Finger niemals ändern. Er ist mir umso mehr ans Herz gewachsen. Wir Menschen sind doch nur ein kleiner Farbtupfer im großen Bild der Natur. Dies wurde mir durch meinen Finger schon sehr früh bewusst.

Wir Mongolen gehen davon aus, dass die ersten fünf Lebensjahre eines Menschen die wichtigsten sind. Dort werden die Grundlagen für die weitere Entwicklung von Geist und Charakter gelegt. Man ist so formbar wie ein Stück Knete, das mit zunehmendem Alter aushärtet. In der Mongolei lernt man bereits als Kind, wie man Rennpferde reitet oder Tiere hütet. Wir sagen daher: »Ein Reitpferd entwickelt sich aus dem Fohlen, und ein verwöhntes Kind ist härter als ein Stiernacken.« Ich stimme dem vollkommen zu, denn ich erlebte am eigenen Leibe, ohne dass ich es wollte, wie man sich seinen Platz im Leben erkämpfen muss.

In der Tiefe meiner Seele liegen Erinnerungen, wie die an meinen krummen Finger. In den Tälern und auf den Gipfeln eines reichen Lebens habe ich gekämpft, ohne in die Knie zu gehen. In diesem Buch hole ich verborgene und fast vergessene, fröhliche und schmerzhaftige Erinnerungen wieder hervor. Ich blicke zurück auf schwierige Entscheidungen und Ziele, die ich erreichen wollte. Ich denke dabei an die folgenden Zeilen, die ich einmal gelesen habe: »Wenn deine Finger und Hände niemals die Hitze des Lebens gespürt haben, wirst du nicht vollkommen geboren sein.« Der Lebensweg eines Menschen, vor allem der eines Politikers, ist gepflastert mit Erfolgen und Fehlritten, Fortschritten und Rückschritten, Siegen und Niederlagen, Aufregungen und großen wie kleinen Aufgaben, Aufstieg und Abstieg, Glück und Unglück, Respekt und Neid, Veränderung und Verrat. In diesem Buch werde ich noch einmal den Weg meines Lebens beschreiben. Wenn dieses Buch, welches ich aus ganzem Herzen, mit Geist, Zeit und Kraft geschrieben habe, Ihnen, verehrte Leser, nur einen Geistesblitz, eine Erleuchtung oder eine neue Einsicht schenkt, dann habe ich mein Ziel erreicht.

Liebe Leser, ich ergreife Ihre Hand und möchte, dass Sie mich auf dem Pfad meiner persönlichen Erinnerungen begleiten – und gemeinsam eine Reise nicht nur durch mein Leben, sondern auch durch die Kultur und Geschichte der Mongolei unternehmen. Historische Wege kreuzen sich so mit persönlichen Eindrücken und weisen den Pfad in

die Zukunft. Ich hoffe, dass auch Sie sich ab und an umdrehen und auf Ihren Pfad zurückblicken. Vor vielen Jahren habe ich angefangen, Wort für Wort, Zeile für Zeile niederzuschreiben, habe Belege gesammelt und habe immer wieder meine Aufzeichnungen erweitert. Die Sonnenaufgänge und -untergänge, die Tage, die wie Sand aus der Hand rieselten, werden hier als mein Manifest für die Nachwelt hinterlegt. Die Volksweisheit, dass jeder Tropfen den Ozean vergrößert, war mein Antrieb zu diesem Buch.



Vor der Berliner Mauer, 2017

1. Kapitel

FELDHERR OHNE DENKMAL UND MAUSOLEUM

Meine Geschichte möchte ich nicht anders beginnen als mit dem Denken an eine friedliche Revolution – die Wende von 1989. Dass sich solch grundlegenden Umbrüche friedlich ereignen, ist alles andere als selbstverständlich, gerade auch mit Blick auf die deutsche Geschichte. Aber dafür, dass Friede als kostbarstes Gut das Vermächtnis einer ganzen Epoche sein kann, gab es schon vor vielen Jahrhunderten ein eindrucksvolles Beispiel, und so fängt meine Erzählung eigentlich im 13. Jahrhundert an.

Anlässlich des 800. Jahrestages der Staatsgründung des Mongolischen Reichs erschien 2007 das Buch »Great Mongolian State«, in dem die Staatsoberhäupter aus aller Welt ihre Glückwünsche niederschrieben. Einer der Gratulanten war Ilham Alijew, damals Präsident von Aserbaidschan: »In einer undenkbar kurzen Zeit hat das Reich von Dschingis Khan die Landkarte der Weltpolitik von ihren Wurzeln aus geändert.«

Damit schuf Dschingis Khan etwas Einzigartiges und erreichte Undenkbares. Seine Werke gingen in die Geschichte ein. Das wissen wir. Historische Personen werden nach ihren besonderen Leistungen bewertet und danach, welche Neuerungen von ihnen ausgingen. Unsere Vorfahren hatten ein Reich mit dem größten zusammenhängenden Territorium zu Land geschaffen, das die Geschichte kennt – und sie beeinflussten die anderen Länder in ihrer Entwicklung.

Der ehemalige Bundespräsident von Österreich, Heinz Fischer, betonte: »Meiner Meinung nach ist das von Dschingis Khan eingeführte Verwaltungssystem der Mongolen seit dem Großreich des 13. Jahrhunderts viel bedeutsamer als seine militärischen und kriegerischen Errungenschaften. Es ist mit dem heutigen Stand vergleichbar. Fast zeitgleich mit

dem Verwaltungssystem Dschingis Khans entstand das moderne und einflussreiche Verwaltungssystem von Kaiser Friedrich im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation auf dem Gebiet von Italien und Deutschland. Jedoch war das Verwaltungssystem des Mongolen-Reichs im 13. Jahrhundert viel umfassender als das unter Kaiser Friedrich dem Zweiten. Dschingis Khans Nachfolger Ögedei und die darauffolgenden Khane arbeiteten im Sinne der vereinten Staatskultur und ließen die Staatsverwaltung durch schriftlich niedergelegte Verfahrensprotokolle durchführen. Diese verwaltete Ordnung funktionierte nicht nur in dem mongolischen Großreich, diese Art der Verwaltungsordnung konnte auch in den von turkstämmigen Völkern besiedelten Gebieten Zentralasiens (Tureg), Persiens, Tibets und Russlands in den jeweiligen Schriften der Länder übernommen und verwendet werden. Dank der vereinten Verwaltungsordnung überdauerte die souveräne und friedliche Lage bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.«

Und auch in kultureller Hinsicht wurde das Mongolische Reich gewürdigt: »Bereits vor 800 Jahren stellte man aus heutiger Sicht moderne Gegenstände her. Lange bevor die Europäer nach Asien kamen,



Die Berliner Mauer am Brandenburger Tor, als für die ganze Welt eine Zeitenwende eintrat.

beherrschte ein asiatisches Volk ein Drittel des damals bekannten Festlandes unserer Welt. Ich kann das kaum glauben, aber ich bewundere dieses Geschehen. Was für mich so bewundernswert ist, ist ihre gesamte Lebensart und -weise. So nomadisch-einfach waren die wunderbar geschickten Reiter und das Bogenschießen ein großer Nutzen. Diese Menschen gingen als Sieger über die bestens organisierten und zivilisierten Länder von damals hervor. Sie besiegten sie, und das bewundere ich.« Diese Einschätzung stammt von dem malaysischen Wahlkönig Yang di-Pertuan Agong XII.

Einen nicht zu überschätzenden Wendepunkt in der Bewertung, vor allem aber im Hinblick auf den Fokus des Forschungsinteresses, stellte exemplarisch dieser Band von 2007 dar, weil Dschingis Khan und das Mongolenreich über viele Jahrzehnte vor allem aus militärgeschichtlicher Sicht gesehen und in sonstigen Berichten vor dem Hintergrund grausamer Kriege betrachtet wurden.

In diesem Licht ist zum Beispiel noch die Einschätzung des antikolonialen Widerstandskämpfers und ersten Ministerpräsidenten Indiens, Jawaharlal Nehru (1889–1964), zu sehen: »Dschingis ist ein großer Militärführer der Geschichte und ein guter Wegbereiter. Mit ihm verglichen erscheinen Alexander der Große und Cäsar winzig. Dschingis selbst war nicht nur ein großer Militärführer, er schulte auch viele großartige Militärbefehlshaber und brachte ihnen seine militärischen Strategien, Taktiken und Talente bei. Sie waren weit, sehr weit weg vom eigenen Land, lebten inmitten ihrer Feinde und besiegten die verfeindeten Übermächtigen. Wäre Alexander der Große nach Dschingis Khan geboren worden, hätte er einiges von ihm lernen können.«

Ich habe mit D. Tserensodnom, A. Ochir und S. Narangerel viel über Dschingis Khan und die mongolischen Eroberungen gesprochen und verdanke ihnen wichtige Erkenntnisse. Am bedeutendsten ist wahrscheinlich die Einsicht in die kulturstiftende Rolle des mongolischen Großreiches, jenseits der kriegerischen Feldzüge.

Ich bin fest davon überzeugt, dass diese neue Sicht auf die »alte« Mongolei auch geeignet ist, uns eine gute Erzählung für die Zukunft der »neuen« Mongolei zu ermöglichen – eine Vision, die ich später unter dem Begriff der »Starken Mongolei« etwas näher ausführen möchte.

Mit 45 Jahren gründete Dschingis Khan sein Land, das »Mongolisches Reich«, und verabschiedete das Gesetzbuch »Jassa«, dessen Einhaltung er penibel kontrollierte und somit der Herrschaft von Recht und Gesetz zu einer umfassenden Blüte verhalf. Diese Errungenschaft wurde weltweit bekannt und erfuhr 1995 nicht zuletzt in der *Washington Post* Anerkennung: Dschingis Khan wurde zur Kulturperson des Millenniumsjahres 2000 erklärt. Das Erbe dieser herausragenden Zeit im 13. Jahrhundert wurde auch von der UNO gewürdigt: Sie verabschiedete einen Erlass, dass das 800-jährige Jubiläum der Staatsgründung der Großen Mongolei weltweit gefeiert werden sollte.

Wie konnte Dschingis Khan, mit seiner großen Persönlichkeit, als einzelner Mensch auf der Weltbühne so bekannt werden? Welche Neuerungen schuf er und was bewirkte und beeinflusste er während seines Lebens? All diese Geschichten kann man nicht auf einmal zusammenfassen und niederschreiben, aber ich möchte einige davon hier stichpunktartig erwähnen, um anhand ihrer auch die Wandlung in der Wahrnehmung der Mongolei zu illustrieren.

Friedliche Eroberung

»Mongolische Soldaten eroberten 25 Jahre lang fremde Länder und ihre Bewohner. Weit mehr als die Römer, welche 400 Jahre lang gegen andere Länder kämpften. Mongolische Pferde ließen das Wasser von Bächen, Weihern und Flüssen zwischen dem Pazifik und dem Mittelmeer durch ihre Hufe überschwappen.« Auch wenn der Verfasser dieser Zeilen unbekannt ist, spüren wir noch die ungeheure Achtung, die dem Eroberungsgeschick der Mongolen entgegengebracht wurde. So schrieb auch der französische Denker Charles de Secondat, Baron de Montesquieu (1689–1755): »In Asien wurde ein mächtiges Reich gegründet. In Europa wurde nie so ein großes Reich errichtet.« Und dass Gewalt und Schrecken fast Synonyme für die Mongolen waren, glaubt man noch bei dem englischen Historiker und Schriftsteller Edward Gibbon (1737–1794) in »Verfall und Untergang des römischen Imperiums« zu lesen: »In den Händen der Folgegenerationen von Dschingis Khan zitterte der

Erdkreis. Die Sultane gaben ihre Kronen ab, die Kaiser-Reiche gingen nieder [...].«

Um diesem Pathos ein wenig zu entkommen, habe ich meine Gesprächspartner immer wieder gebeten, mich zu den Fakten zurückzuführen, was ich hier zusammenfassend wiedergebe:

Dschingis Khan vereinigte viele verstreute Stämme aus Zentralasien, dem heutigen mongolischen Gebiet, und gründete 1206 das Mongolische Reich, so erzählt die Geschichte. Während seines Eroberungszuges 1227 gegen die Tanguten starb Dschingis Khan. Zu diesem Zeitpunkt erstreckte sich die Mongolei über ein Gebiet von 26 Millionen Quadratkilometer. 1279 besaß das Mongolische Großreich 16 Prozent des Festlandes unserer Erde – jeder vierte Erdenbewohner lebte auf mongolischem Territorium. Zum mongolischen Großreich gehörten, aus heutiger Sicht, die Territorien Russland, Südkorea, Nordkorea, Volksrepublik China, Indien, Türkei, Kasachstan, Weißrussland, Syrien, Afghanistan, Pakistan und viele andere, insgesamt 28 Länder. Obwohl die damaligen Mongolen unzählige Städte, Siedlungen und Länder und deren Bewohner eroberten, waren es nie mehr als 250 000 Soldaten, aus denen das Heer bestand.

Über jene Zeit schrieben islamische und westliche Wissenschaftler viele Jahrhunderte, dass Dschingis Khan ein blutrünstiger Mörder gewesen sei, der keine Gnade kannte und ein brutaler, barbarischer Zerstörer gewesen sein musste. Sein Weg sei von Blut gezeichnet gewesen. Man sollte diese Behauptungen nicht von vorneherein ablehnen, auch wenn eine tendenziöse Absicht hinter ihnen steckt. Fakt ist, wenn sich einer gegen Dschingis Khan auflehnte, dann wurde ihm der Krieg erklärt. Doch das einfache Volk wurde nicht von ihm vernichtet. Zu Zeiten Dschingis Khans gab es die Möglichkeit, dass die Sesshaften und die Nomadisierenden nachbarschaftlich zusammenlebten und eine gegenüber allen Religionen faire Politik praktiziert wurde. Seitens der Mongolen wurde den Ansiedlern angeboten, dass sie weiterhin ihre Religion und ihren Glauben ausüben, in ihren Städten leben und ihre Ernte behalten durften. Dschingis Khans Anliegen war, dass die Fremden die mongolische Staatsangehörigkeit erhielten, weswegen es meist zu Kapitulationen ohne Gegenwehr kam. So wird in den historischen Quellen über

folgenden Erlass berichtet: »Ihre Lebensart darf man nicht stören, jeder Stamm kann seine Religion weiter ausleben, jeder mongolische Soldat muss vor der Religion den nötigen Respekt haben und Kirchen und Klöster durften nicht angegriffen werden.«

Viele Wissenschaftler erkannten während ihrer Forschungen, dass die vielen Kriege nicht unbedingt von Dschingis Khan begonnen wurden. Ein Beispiel: Die nach Sartuul gesandten 400 Boten wurden von dem Stadtbesitzer Otrar ermordet. Otrar verstieß gegen den Vertrag, den Sultan Khan mit Dschingis Khan früher geschlossen hatte, schnitt dem Oberboten den Bart ab und schickte ihn zurück. Dschingis Khan wollte nicht sofort den Krieg erklären und sandte Uhunag, einen weiteren Boten, mit dem Schreiben: »Der Herrscher von Otrar soll kommen und sich vor Gericht stellen.« Auch Uhunag wurde getötet, als er mit dieser Nachricht ankam. Erst dann rief Dschingis Khan die große Versammlung aus und ritt zum Clan der Sartuul, um ihn zu erobern. Auf dem Weg dorthin steckten Dschingis Khan und seine Soldaten keine Städte und Siedlungen in Brand und ermordeten auch keine Menschen. Wer sich jedoch gegen ihn richtete, der wurde allerdings niedergemacht. Wer frühzeitig kapitulierte, den ließ er in Ruhe. So berichten es die historischen Quellen.

Ich will die Eroberungskriege – von denen schon Marco Polo spricht (»Ohne Gewalt und Raub, nur mit dem Gefühl, sie zu sich zu holen, eroberte Dschingis acht Regionen.«) – nicht verharmlosen oder relativieren. Ich möchte nur mit Blick auf die jüngste Geschichte fragen: Auch in der bildungskulturell fortgeschrittenen Zeit des 20. Jahrhunderts verlangten die zwei Weltkriege zahlreiche Opfer und hinterließen unzählige bombardierte Städte. 80 Prozent der polnischen Stadt Warschau und der deutschen Stadt Berlin wurden durch Bombardierungen zerstört. Viele europäische Städte wurden zu Trümmerhaufen. Amerikanische Atombomben fielen auf die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki. Wie viele Tausende verloren unter diesen Trümmern ihr Leben? Und ist das 21. Jahrhundert ein Zeitalter des Friedens geworden? Sind wir in unserer Zeit so viel fortschrittlicher, dass wir die Kriege der damaligen Mongolei aus ihrem Kontext lösen können und sie als »barbarische« Angriffe verurteilen müssen?

Dieser Sicht könnte man entgegenhalten, dass die mongolischen Eroberungen nicht nur Machterweiterung um ihrer selbst willen waren, sondern auch Kultur und Handel beförderten. So sagt der japanische Historiker S. Masaaki: »Viele Völker, die ihren Handel auf einem ganz anderen Niveau betrieben, konnten mit Hilfe der Mongolei im Sinne der etablierten Zentralmacht neue Handelswege schaffen. Man könnte dies als die euroasiatische Handelszone bezeichnen. Dieses Modell entspräche dem einer ersten vereinten weltweiten Handelsorganisation. Dschingis Khan brachte die Rebellen und Meuterer auf den Gebieten des Altan Uls (der Goldenen Horde) und Turkmenistans zum Stillstand und positionierte Posten entlang des Handelsweges, welche die Sicherheit der Händler und Käufer überwachen sollten. Dadurch kam es nicht mehr zu Raubüberfällen, und die Handelsreisenden konnten ohne Barrieren in die Mongolei einreisen.«

Noch ein weiteres Beispiel hierfür möchte ich erwähnen: Den Nomadenkulturen, die weit entlegener sind als die der Sesshaften, brachten die islamischen Händler Seide, Stoffe und andere Güter. Als sie in ihre Heimat zurückkehren wollten, nahmen sie einen Brief an den Schah Choresmiens mit: »Unsere Grenzen rücken immer näher zusammen, sie wurden von Feinden gereinigt und unter einer Führung vereint. Unsere beiden Seiten leben nun unmittelbar nachbarschaftlich. Wir beide bereiten füreinander einen harmonischen Weg, und falls unruhige Zeiten kommen, strecken wir unsere Hände hilfsbereit zueinander aus. Wer auf diesem Handelsweg unterwegs ist, braucht keine Angst zu haben. Auf ihm sollen die Händler, die die Welt zum Blühen bringen, auf ihrem Hin- und Rückweg entlastet werden und friedlich reisen. Dieses Ziel müssen wir anstreben. Wenn wir dafür bereit sind, haben wir keine Angst und keine Barrieren. Damit vermeiden wir die Ursachen für Korruption, Bestechung und Missverständnisse.«

Dschingis Khan sandte seinen Bediensteten zu den islamischen Händlern. Nach der Chronologie »Die Geheime Geschichte der Mongolei« war der Ausgang dieser Aktion blutig. Einhundert Händler und Boten sowie einige Kamele transportierten Gold, Silber und andere Waren, als sie auf ihrem Weg ausgeraubt und ermordet wurden. Dschingis Khan glaubte zunächst nicht, dass dies vom Schah Choresmiens organisiert worden

sei und sandte nochmals drei Boten auf denselben Weg. Nach deren Ermordung wurde allerdings klar, dass die Täter auf Befehl des Schahs von Choresmien handelten. Als Dschingis Khan von diesem grauenvollen Geschehen hörte, kam er allein zu dem Berg Burkhan Khaldun. Drei Tage und drei Nächte sprach er zum Himmel: »Ach, mein Himmel, das Elend der Tadschiken und Tureg ist keineswegs von mir abhängig.« Inbrünstig schreiend und weinend opferte er. Als er vom Berg Burkhan Khaldun zurückkam, schickte er seine die Erde bedeckende Armee in Richtung der Heimat des Verräters. Unterwegs hatte er Übernachtungen an bestimmten Orten eingeplant. So hielt er in dem Gebiet der heutigen Ortschaft Tsenkher Sum im Arkhangai Aimak (»Aimak« ist eine monogolische Verwaltungsprovinz, unterteilt in mehrere »Sum«) und ehrte durch ein Opfergebet das Gebirgsmassiv Suvraga, das auf einer Höhe von 3117 Metern über dem Meeresspiegel liegt. Sein Gedanke hinter dieser Übernachtung war: »Ich will jeden Morgen durch ein Opfer ehren und jeden Tag beten. Meine Kinder und Kindeskinde sollen seinen Dank erfahren.« Suvraga war für Dschingis Khan der zweitgrößte Opferberg nach dem Berg Burkhan Khaldun.

An dieses Versprechen dachte ich, als wir, der Wissenschaftler D. Tse-rensodnom und ich, uns Ende August 2018 während einer Expedition am Berg Suvraga unterhielten. Wir wanderten durch die Bergmassive und suchten betend das Gute für unser Land und für die Menschheit und baten um eine günstige Zukunft: für unsere Wünsche und das Gelingen unserer Arbeit.

Choresmien hatte damals fast 20 Millionen Einwohner und ein kulturelles Leben, welches insgesamt wohl stärker entwickelt war als das der Mongolen. Als Folge der oben geschilderten Umstände wurde Choresmien jedoch von den Mongolen erobert und weitgehend zerstört: Seitdem erklären die islamische Welt und viele Historiker, Dschingis Khan sei ein blutgieriger Mörder und Zerstörer der zivilisierten Kultur. Glaubt man dem russischen Wissenschaftler Lew Nikolajewitsch Gumiljow (1912–1992), dann wirkt dies noch heute nach: »Der Islam arbeitet den Hass und die schleichende Rache gegen die Mongolen auf.«

Nun sind solche Wertungen mit Vorsicht zu genießen, stehen sie doch selbst in einer Kulturgeschichte der Auseinandersetzung mit

islamischer Expansion. Gumiljow zumindest betont den wesentlich toleranten Charakter mongolischer Herrschaft: »Die Mongolen versuchten nie, die Sesshaften zu erobern und zu besitzen. Sie befestigten nur ihre Grenzen, beschützten sie vor den mächtigen und brutalen Feinden ihrer heimatlichen Gebiete und Gewässer und wollten eigentlich nicht mehr und nicht weniger, als nur das Leben genießen.«

Ich kann das nur aus heutiger Sicht beurteilen und sagen, dass es sicher viele Mongolen gibt, auf die das zutrifft, wenn auch nicht streng wissenschaftlich betrachtet. Aber dass die Geschichtsschreibung in ihrer Interpretation regional unterschiedlich auf die mongolische Geschichte reagiert, führt vor allem im westeuropäischen Diskurs zu einem veränderten Bild. Ich möchte stellvertretend nur auf den renommierten deutschen Mongolisten Udo Barkmann verweisen: »Die Dschingis-Khan-Forschung und die Forschung über das Großreich der Mongolei ist im Westen vorangekommen. Demzufolge wurden unser altes Wissen und unsere früheren Vorstellungen über Dschingis Khan in der westlichen Welt komplett revidiert. Wir vermuten nicht mehr, Dschingis Khan sei brutal, barbarisch und mörderisch gewesen. Nur, wenn man diese Annahmen fallen lässt, kann man zu einem ausgewogeneren Bild kommen, wie es etwa der englische Wissenschaftler Robert Marshall in seinem 1992 erschienenen ›Storm from the East‹ tut: ›Das mongolische Reich war zum Lebensende Dschingis Khans um ein Vielfaches größer als das Reich Alexanders des Großen und doppelt so weit ausgedehnt wie das Römische Reich. Dschingis Khans Reich hatte denselben Einfluss und dieselbe Wirkung wie die Griechen und die Römer. Egal, nach welchen Kriterien, Dschingis Khan ist eine herausragende Persönlichkeit der Welt. Ebenso wie Alexander der Große, Timur, Napoleon und andere Eroberer genoss Dschingis Khan Privilegien. Er erlangte durch seine Errungenschaften, seine Erfindungen sowie sein Handeln Ruhm.«

Um dies zu belegen, zitiert er aus dem Buch »Gengis Khan and the Making of the Modern World« von Jack Weatherford: »Obwohl Dschingis Khan großartige Errungenschaften hervorgebracht hat, ist er nicht wie andere Khane, die sich auf Porträts verewigten, sich ein Denkmal errichteten und ihre Namen auf Münzen prägen ließen. Er ließ keine Sudra über sich herausgeben, keine Gedichte schreiben oder Lieder über

sich singen und hatte keine Villa und keinen Tempel auf seinen Namen registriert. Gemäß seinem Testament baute man ihm kein Mausoleum, kein Kloster und keine Pyramide. Er wurde sogar ohne Grabstein beigesetzt.« Fürwahr, ein Lobpreis für einen großartigen Menschen, der ein einfaches Leben führte.

In den 140 Jahren des Mongolischen Großreiches war die Welt innerhalb der Grenzen dieses Reiches friedlich und der Handel blühte. »Die Seidenstraße entlang gab es Räuber. Sie heißen die Großväter der Berge«, schrieb Marco Polo. Jedenfalls hatte Dschingis Khan die Handelswege von den Wegelagerern befreit. Dafür errichtete er Pferdeposten und man konnte zwischen Asien und Europa frei reisen.

Die hinterlassenen Spuren unseres Groß-Khans zeugen eindeutig von seiner geleisteten Arbeit, deren Ergebnisse die Jahrhunderte überdauerten. Dschingis Khan wollte kein einziges Denkmal für sich errichten lassen, aber er hinterließ Frieden für alle Völker. Das ist mit keinem Denkmal vergleichbar. Er eroberte eine Hemisphäre und zeigte dann, wie diese im Frieden regiert werden konnte. Könnten wir die historischen Ereignisse der damaligen Eroberungszüge adäquat betrachten und die historische Wahrheit aufdecken, könnten wir dann sagen: Das war und ist »die Kultur des Dschingis«? Und gäbe es weltweit Zeugnisse dieser Kultur – eines friedlichen Zusammenlebens verschiedener Kulturen, Völker und Religionen, auch außerhalb der direkten Einflussphäre Dschingis Khans? So etwas wie eine »Pax Mongolica« als Paradigma interkultureller Toleranz? Diese Frage wartet auf ihre Beantwortung.

Anhand all dieser Kommentare und Erzählungen ziehe ich meine Zwischenbilanz und komme zu dem Schluss, dass Dschingis Khan als Erster ein Reich mit so einem umfassenden Territorium gründete – was immer unbestritten war –, dass seine wahre Größe aber darin lag, ein Reich zu gründen, das einen großen Beitrag für die Entwicklung der ganzen Welt leistete, wodurch in den drauffolgenden Jahren Frieden und Ruhe herrschte. Es scheint mir nicht unangemessen, dass diese Ära den Namen »Friede nach mongolischem Beispiel« verdient.

Einsiedler und Berater

Frieden, zumal ein so dauerhafter wie im Mongolischen Reich, fällt nicht vom Himmel. Daher war eine der zentralen Fragen, die ich mit Wissenschaftlern wie A. Ochir, D. Tserensodnom und anderen immer wieder erörtert habe, welche Bedingungen zum einen für einen solchen Frieden notwendig gewesen sind. Und zum anderen: Welche dieser Voraussetzungen könnten wir daraus für unsere heutige Zeit als unabdingbar ableiten?

Ich glaube nicht, dass wir unsere Fragen vollständig klären konnten, aber meine Gespräche haben eines ganz deutlich gezeigt: Der Respekt vor dem Gesetz ist sehr bedeutend. Vor allem, dass der Staat die Gerechtigkeit als ein ganz wesentliches Ziel begreift, um derentwillen er Herrschaft als Herrschaft des Rechts installieren muss.

Infolge der Verordnung Dschingis Khans erbrachte Shikhikhutag, einer von Dschingis Khans neun Staatsmännern, eine herausragende Leistung. Zur Fixierung des Gewohnheitsrechts, das von Richtern jeweils unterschiedlich ausgelegt wurde, ließ er die »Ikh Zasag« (Jassa), eine Kodifikation des Rechts, anfertigen. Von einer solchen Zusammenfassung der Rechtssätze in einem einheitlichen Gesetzeswerk hatten die einfachen Bürger und die verbündeten Fürsten dieselben Rechte, Pflichten und Strafen zu erwarten, und damit war sie etwas Besonderes. Die Strafen der »Ikh Zasag« waren äußerst hart. Falls ein Soldat während des Krieges etwas fallen ließ, musste es der nächste Mann aufheben und demjenigen reichen, der es fallen gelassen hatte. Wer dagegen verstieß, wurde mit dem Tode bestraft. Diese strengen Regeln des »Ikh Zasag« waren die Basis, auf die sich das Großreich stützte und durch die es ein friedliebendes, ruhiges und stabiles Land wurde. Europäische Reisende lobten es für seine hohe Organisationskultur und für die disziplinierte Ordnung, die die Bürger des Großreiches an den Tag legten. »Die Mongolen siegten in den Kampfarenen nicht wegen der Quantität ihrer Soldaten, sondern dank ihrer Disziplin und ihres Organisationsgeschicks«, schrieb Jawaharlal Nehru. Während der Dauer des Großreiches wurden die Minister und Marschälle aufgrund ihrer Talente, Fähigkeiten und

Fertigkeiten ausgewählt und besaßen weiterhin ihre selbstbestimmte Religion. Dank der »Ikh Zasag« war es verboten, Frauen zu verkaufen oder zu stehlen und Kämpfe unter den Mongolen zu führen. Unter den Bürgern waren Diebstahl und Raub absolut verboten, und wer dagegen verstieß, musste mit einer hohen Strafe rechnen. Frauen, die Wertsachen am Leib trugen, konnten Wege von Landesgrenze zu Landesgrenze problemlos nutzen. Auch das wurde mit dieser Kodifikation beschlossen.

In den Regionen des Landes platzierte man Sicherheitsposten und Pferdestationen, weshalb die individuelle Sicherheit von Händlern, Boten und Besuchern garantiert war. Dank dieser Posten konnten die Händler von China bis nach Nahost und Europa ohne Schwierigkeiten reisen. Als Dschingis Khan das Staatssiegel einführte, begründete er damit die Entwicklung in Richtung einer eigenen mongolischen Schrift. Auch wurden Juristen, Lehrer und Künstler von der Steuer befreit, um nur ein paar Beispiele für die Förderung kulturell wichtiger Bereiche zu nennen.

Je weiter die Expansion der Großmongolei voranschritt, desto differenzierter und erlesener wurden die Gesetze, die Gepflogenheiten und auch die Gewohnheiten. Diese beeinflussten sich gegenseitig und spielten eine große Rolle für die Beziehungen mit anderen Gesellschaften. Das einheitliche Gesetzeswerk war kein Ausdruck der Einseitigkeit der Gesellschaft, sondern eine Einigkeit der vielfältigen Beziehungen. Es ist bislang nicht als ganzes Werk übermittelt, aber durch die Chronologie »Die Geheime Geschichte der Mongolen«, das Werk »Universalhistorie« von Raschīd ad-Dīn, das Buch »Historie des Welteroberers« von Ata Malik Juveynī und »Die Geschichte vom Volk der Bogenschieser« von Marak wurden zumindest wesentliche Teile der Kodifikation überliefert. Im Jahre 1320 fand der Historiker Makris aus Ägypten im »Land der Goldenen Horde« den wahrscheinlich wichtigsten Teil der »Ikh Zasag«, in dem es um die Rechtmäßigkeit geht. Unsere mongolischen Wissenschaftler untersuchen diese Kodifikation seit längerem intensiv.

Die Verordnungen und Inhalte der »Ikh Zasag« wirken bis in die Gegenwart. 1206, neun Jahre vor der englischen »Magna Carta Libertatum«, die im Jahr 1215 veröffentlicht wurde, erschien diese schriftliche Kodifikation – ein wunderbares Fundament der Weltordnung, die vor 800 Jahren funktionierte und als Kodex in den mongolischen Ländern

praktiziert wurde. Aber Gesetze sind dem Wandel unterworfen und vergänglich, wenn sie nicht geachtet und befolgt werden. So kommt der schwedische Missionar und Kaufmann Frans August Larson (1870–1957), der viele Jahre in der Mongolei lebte und später seine autobiografischen Bücher »Larson, Herzog der Mongolei« und »Die Mongolei und mein Leben inmitten der Mongolen« schrieb, zu der ernüchternden Erkenntnis: »Dschingis Khan verabschiedete ein äußerst kluges Gesetz. Sein Gesetz ist vergessen worden.«

Der Jurist S. Narangerel schrieb in seinem Buch »Der Geist des Gesetzes oder Dschingis Khan und die Mongolen«: »Dschingis Khans Kodifikation mit seinem überaus klugen Gesetz wird sich im Wesentlichen beweisen. Der Grundinhalt und dessen Moral ist zu schützen. Die Strafe muss angemessen sein. Durch das Gesetz Dschingis Khans wurden die Mongolen ein treues und gerechtes Volk.« Eine Bestätigung seiner Einschätzung fand Narangerel bei dem berühmten russischen Mongolisten Nikolas N. Poppe (1897–1991): »Die Mongolen tragen keine Münzen am Leib. Deshalb zahlte ich den Preis für meinen Proviant, einen Hammel, passend. Ich hatte immer eine Holztruhe für meine Münzen bei mir. Mongolen sind sehr neugierig. In jeder neuen Siedlung wurde ich gefragt, was ich da bei mir hätte. Mein Begleiter Dagva erklärte ihnen, dass wir Geld darin aufbewahren und die Einwohner nahmen Abstand. Danach interessierten sie sich nicht mehr für die Kiste. Als wir in einer Siedlung ankamen, erfuhr ich, dass es etwa 60 Kilometer entfernt einen Felsen mit Zeichnungen gibt. Diesen wollte ich sehen. Wir wollten dahin reiten und einen Tag später zurückkommen. Ich fragte Dagva, was wir mit der Truhe voller Münzen machen sollten, und er sagte, wir können sie ruhig in der Siedlung lassen, niemand würde sich daran bedienen. Tatsächlich, als wir am nächsten Tag zurückkamen, hatte niemand die Truhe berührt. Alles war noch da.«

Ich wünschte, ich könnte das von den Verhältnissen in der heutigen Mongolei auch noch sagen. Unsere Mongolen damals, vor der sozialistischen Zeit, kannten scheinbar fast keinen Diebstahl. Sie hielten ihre Versprechen und besaßen eine hohe Moral. Diese Moral war der Schlüssel für die Einigkeit und Stärke der Mongolen.

Obwohl Dschingis Khan selbst unbegrenzte Macht hatte, schätzte er das Wissen und die Wissenschaft, hörte den Rat der Weisen und versuchte ihre Vorschläge umzusetzen. Dschingis Khan stellte deswegen ein beratendes Gremium zusammen. Zu diesem gehörten herausragende politische Denker sowie Weise und Wissenschaftler, von denen er sich in seiner Entscheidungsfindung unterstützen ließ. Einer seiner Berater war Yelü Chucai, ein Angehöriger des Herrscherhauses der Kitan. Während seiner Eroberung der Mittel-Hauptstadt des Goldenen Landes, heute die Stadt Peking, nahm er Chucai in Gefangenschaft. Dschingis Khan verehrte und respektierte seine außergewöhnliche Weisheit und ließ sich von ihm beraten. Seitdem diente Yelü Chucai treu dem mongolischen Staat und war von 1219 bis 1225 mit Dschingis Khan während seiner westlichen Eroberungen unterwegs. Außerdem lernte er die mongolischen Kriegs- und Eroberungstaktiken und wurde ein Experte sowohl für strategische Fragen als auch für die Zivilverwaltung. Chucai spielte insgesamt eine große Rolle bei der Konsolidierung der Großen Mongolei, und Dschingis Khan erklärte seinen Kindern: »Chucai ist ein vom Himmel beschertes Geschenk für unsere Familie. Im Bezug auf die Kriegsstrategien und das Funktionieren des Volkes können wir ihm vertrauen.«

Dschingis Khans Bevollmächtigter war Tatatungaa, ein Uigure. Tatatungaa war ebenfalls ein Siegelbevollmächtigter von Tayan Khan. Im Jahre 1204 eroberte Dschingis Khan den Naiman-Aimak und besiegte Tayan Khan – das Land ging unter. Tatatungaa trug das goldene Siegel in seiner Brusttasche mit sich, als er von mongolischen Soldaten gefangen genommen wurde. Sie brachten ihn zu einer Audienz zu Dschingis Khan. Diesem gefiel die gerechte Art Tatatungaas, wünschte sich, dass er bei ihm bliebe und fragte ihn, was für eine Funktion das Siegel habe. Tatatungaa erklärte ihm, das Siegel sei eine Münze für die Fürsten, mit der dokumentiert und beurkundet wurde, wie das Getreide geerntet und verteilt werden sollte. Das beeindruckte Dschingis Khan und er ernannte Tatatungaa zu seinem »Siegelmeister«, seinem Bevollmächtigten.

Tatatungaa beherrschte viele Schriften und brachte Dschingis Khan, dessen Kindern und Geschwistern die Schrift der Uiguren bei. Dank seiner Bemühungen wurden Khasar und Dsutshi sowie Berater Shikhik-hutag und Zagaadai und andere junge Männer zu schriftkundigen und

gebildeten Menschen. Auch zur Zeit Ögedei Khans war Tatatungaa ohne Unterbrechung als Bevollmächtigter tätig und kümmerte sich um die Alltagsgeschäfte wie z. B. um Gold, Silber und Seide, was die Khan-Familie brauchte. Seine Frau wurde die Amme für Dschingis Khans Sohn Kharatshara. Tatatungaa wurde zu einem historisch wichtigen Menschen und war für unsere mongolische Schriftkultur eine entscheidende Persönlichkeit.

Dschingis Khan ließ auch den heiligen Einsiedler Chan Chun Bumba, dem ein großer Ruf vorauselte, zu sich rufen und lud ihn ein, seine Weisheiten zu lehren. So berichtet es eine Geschichte. Obwohl der Einsiedler einst die Einladung der Fürsten aus dem Goldenen Land und der Song-Dynastie ablehnte, folgte er der Einladung Dschingis Khans und machte sich auf die Reise zu ihm. Dschingis Khan war schon auf dem Weg nach Choresmien, und Chan Chun Bumba folgte ihm. Er durchquerte 1221 das mongolische Land und konnte 1222 Dschingis Khan im heutigen Usbekistan in der Stadt Samarkand einholen. Seine Reise dauerte über den Winter bis in den Mai des darauffolgenden Jahres, bis er zu einer Audienz bei Dschingis Khan kam und dort zwei Jahre lang blieb. Der Großkhan sprach zu Chan Chun Bumba: »Sie, wissensreicher Weiser, kamen von weither zu uns. Haben Sie für mich ein Mittel für das ewige Leben?« Chan Chun Bumba entgegnete ihm: »Für den ewigen Leib gibt es kein Mittel, aber das Leben kann man verewigen.« Dschingis Khan schätzte sehr, dass Bumbas Aussage der Wahrheit entsprach, wie ein Schüler von Bumba berichtet.

Chan Chun Bumba verfasste einen anschaulichen Bericht über seine Audienz bei dem Großkhan sowie über sein Reise- und Zielland. Seine Aussagen widerlegen das Bild islamischer Historiker, die über die »arme und aussterbende« Mongolei und die »ausgerotteten« Mongolen berichten. Chan Chun Bumbas Berichte stellten einen Wechsel in der zeitgenössischen Literatur über die Mongolen dar. Eine Randbemerkung erlaube ich mir noch: Der heilige Einsiedler Chan Chun Bumba prophezeite: »Der Großkhan und ich sterben zeitlich nah beieinander.« Diese Prophezeiung hielt ein Schüler Bumbas fest. Und tatsächlich wird berichtet, dass der heilige Einsiedler Chan Chun Bumba am 10. Februar 1148 geboren wurde und am 23. Juni 1227 verstarb, also kurz vor Dschingis Khans Tod, den wir für Ende August 1227 vermuten.

Dschingis Khan wählte seine Ratgeber und Berater lediglich nach deren Kenntnissen aus und ließ sich von Weisen und Gelehrten beraten, unabhängig von deren Herkunft, Religion, materiellen Besitztümern oder speziellen Befugnissen. Seine Brüder, Gefolgsleute und Kindeskin-der waren ebenso umgeben von Gelehrten, und Dschingis Khan veran-lasste seine Nachfolger, dass jenen Wissenskundigen die Ehre teilhaftig wurde, ihre Studien auszuüben und alle Lehren weiter zu praktizieren.

Zudem besaß Dschingis Khan eine herausragende Menschenkennt-nis. Er konnte die Menschen, die ihn umgaben, sinnvoll auswählen. Boortshi, Zelme, Mukhuli, Zev Subeedei und Borokhul – so hießen ei-nige seiner Recken. Die anderen, die sein Vertrauen gewinnen konnten, waren gerechte und verwegene Menschen, die keine Gier kannten und sich bei Entscheidungen immer für den goldenen Mittelweg entschie-den. Das heißt, dass er viele Menschen mit integrem Charakter um sich sammelte. Was wäre, wenn Dschingis Khan ebenso wie einige unserer heutigen »Staatslenker« verschroben, wankelmütig, andere ausnutzend, unehrlich, vorteilssuchend zwischen den Parteien, inkonsequent, rück-sichtslos und unzuverlässig gewesen wäre? Wer hätte ihm lebenslang die Treue gehalten und wäre sprichwörtlich für ihn durch Wasser und und Feuer gegangen? Dschingis Khan vertraute seinen kämpferischen Freunden, und er gewann im Gegenzug auch deren Vertrauen.

Eine andere Begebenheit illustriert diesen Charakterzug: Auf einem Kriegsschauplatz fand er seinen Sohn Ögedei nach mühevoller Suche nicht. Doch er bekam heraus, dass zwei seiner Krieger, Boortshi und Borok-hul, mit seinem Sohn unterwegs waren. Diese zwei würden meinen Sohn weder im Leben noch im Sterben in Stich lassen, dachte er und machte sich keine Sorgen mehr. Nach einer Weile kamen die treuen Freunde mit seinem Sohn zurück.

Der Großkhan gründete den gerechtesten Staat der Welt und fand Er-folg und Glück in diesem Staat. Die Mongolen folgern daraus, dass, wenn man ungerecht im Alltag ist, das Unglück in das eigene Leben kommt. Seine Gefolgsmänner und seine Bevollmächtigten hatte Dschingis Khan nach ihrer Aufrichtigkeit und nach ihren Fähigkeiten ausgewählt. Er hatte Vertrauen und Respekt gegenüber dem Wissen, Können und Fleiß der anderen. Diesbezüglich ergänzt der Mongolist Udo Barkmann

»Dschingis Khans Blutsverwandte hatten fast nie hohe Staatsposten inne.«

Dschingis Khan empfand mit den Einwohnern der unterschiedlichen Stämme unter seiner Herrschaft Mitleid und handelte nachsichtig. Kein Stamm und kein Volk wurden aus ihrer ursprünglichen Heimat vertrieben, diskriminiert oder beleidigt. Den von ihm beherrschten Sesshaften wurde kein Umzug und keine Nomadenkultur auferlegt. Keinem anderen Land wurde seine Identität, Lebensart und -weise, Sprache und Schrift, Religion und Glaube oder Tradition sowie Mentalität willkürlich genommen. Über dieses Vorgehen schrieb Marco Polo: »Falls irgendein Mensch oder ein Bauer aus einem unbekanntem Land nicht ernten konnte, lebte er in Not und Elend. Unter Dschingis Khan wurde dieser Mensch von der Jahressteuer befreit und erhielt durch eine Stiftung Nahrung und Lebensmittel. Ebenso bekamen sie vom Staat Samen für das nächste Jahr. Falls die Hirten durch einen Schneesturm oder eine andere Naturkatastrophe oder durch verschiedene Tierkrankheiten in einen Notstand gerieten, wurden sie ebenfalls von der Jahressteuer befreit. Solche Hirten bekamen die Tiere für ein erneutes Wachstum und Lebensmittel. Es gab einige solcher Gaben. An die armen Menschen wurde jeden Tag Getreide, Reis, Hirse und Roggen verteilt. Die Unterstützung stand ihnen das ganze Jahr zur Verfügung. Nicht nur die Armen, sondern das ganze Volk schätzte den Großkhan mit seinem weichen Herzen und seiner mitfühlenden Menschlichkeit.«

Ich habe diese »unbekanntere« Seite Dschingis Khans mit dem Historiker A. Ochir beleuchtet, der mir bestätigte, dass die Ordnung und der Friede zwar um den Preis harter Strafen erkaufte wurden, diese aber Akzeptanz fanden, weil sie auf dem Boden einer gerechten Haltung standen – sie waren vorhersehbar und daher auch vermeidbar. Willkür fehlte dem mongolischen Rechtsempfinden. Das war Teil einer Einstellung war, die durchaus planvoll vorging. A. Ochir sagte dazu: »Dschingis Khan war barmherzig, aber hielt auch jederzeit die härtesten Strafen für Verräter bereit und zog daraus die Lehre für die Öffentlichkeit. Das war eine eindeutige Belehrung für die damaligen Mongolen. Er traf seine Entscheidungen im Voraus und bereitete sich frühzeitig darauf vor. Dadurch konnte er seine Erfolge erzielen. Ein Beleg dafür sind die Ruinen

des Klosters Tschinga in Shargiin Gobi. 1212 verabschiedete Dschingis Khan eine Verordnung und beauftragte den Minister Tschinga, das Kloster zu bauen. Daher der Name Tschinga. Das Kloster wurde für die Mongolen zu einem Knotenpunkt Mittelasiens. Bereits mehr als zehn Jahre im Voraus plante Dschingis Khan, das Kloster als Knotenpunkt für das Vordringen in fremde Gebiete zu nutzen. Dort errichtete er metallurgische Werkstätten, im Gebirge Tagnyn wurde Eisenerz abgebaut und in der Fabrik geschmolzen. Dies berichten historische Quellen, und während unserer Ausgrabungen in dem Gebiet fanden wir Eisenschlacke und Gegenstände aus Eisen.«

Der Historiker Sh. Natsagdorj schreibt in seinem Buch »Dschingis Khan und seine Lebensgeschichte«: »Dschingis Khan informierte sich, bevor er einen Krieg anging, über das fremde Land. Mit Hilfe von Händlern informierte er sich über dessen äußere und innere Lage sowie über die Schwächen und Stärken seiner Streitkräfte und über die Seelen seiner Bürger. Da überlegte er bereits, wie vorzugehen ist und auf welche Punkte man während des Krieges sein Augenmerk besonders richten sollte.«

Weitsicht, Strategie und Planung im Voraus – was für die kriegerischen Erfolge der Mongolei wegweisend war, wurde es auch in der Verwaltung. Die Gleichheit vor dem Gesetz, mit dessen Kodifizierung den Verwaltungsbeamten ein wirksames Instrument in die Hand gegeben wurde, um im gesamten mongolischen Reich Recht sprechen zu können, war eine unmittelbare Folge aus der Erkenntnis, dass Berechenbarkeit der Institutionen die Stärke des Herrschenden betont. Die mongolische Verwaltung funktionierte, weil der Staat – personifiziert in der Gestalt des Khans – das Ziel des inneren Friedens nicht durch kriegerische Gewalt, sondern durch Freiheit, Toleranz und Großmut beförderte. »Wenn ihr ihre Herzen sammelt, wohin dann mit ihren Köpfen?« Diese Worte setzte Dschingis Khan in die Tat um. Der Mensch merkt dadurch auch, dass er äußerst aufmerksam erkennen muss, welche Stärken seine Seele hat.

Seitdem sind einige hundert Jahre vergangen. Ich glaube, die Faszination Dschingis Khans und seiner Staatsführung wird so lange weiterbestehen, wie die Mongolei sich an die grundlegende Einheit von Recht, Freiheit und Friede erinnert und diese auch praktiziert.

Überwundene Angst

Der 9. November 1989 war ein Donnerstag. Bis heute zieht dieses Datum die Weltöffentlichkeit in seinen Bann. Das deutsche Volk, das 1961 nun auch sichtbar durch eine Mauer in Ost und West geteilt worden war, in dem der Kalte Krieg Familien trennte und auf dessen Boden sich Sozialismus und Kapitalismus feindlich gegenüberstanden, erlebte auf einmal, wie dieses Symbol der Spaltung bröckelte und in sich zusammenfiel. Auf den dunklen Tag, an dem eine Mauer gebaut wurde, die lange Zeit unerschütterlich schien, folgte sehr spät der lichte Tag, an dem die scheinbar unüberwindbare Mauer unter den Hammerschlägen und Jubelschreien von Jung und Alt zerbröselte. Auch wenn es manchmal anders scheint, steht die Zeit niemals still und bringt schließlich auch die unüberwindbarsten Mauern zum Einsturz.

An jenem Novemberabend zeigten sich auf den Gesichtern der Menschenmassen, die zur Berliner Mauer strömten, Ablehnung, aufgestaute Wut, Empörung und eine große Entschlossenheit, aber auch Hoffnung und Freude. Vor ihren Augen fiel die Grenze, die 28 Jahre zwei Welten voneinander getrennt hatte. Wo früher Soldaten wachten und Schüsse fielen, tanzten und sangen nun die Menschen und umarmten sich.

Die Soldaten und Offiziere, die noch ein paar Monate vorher den Befehl hatten, unerlaubte Grenzübertritte durch den Gebrauch der Schusswaffe zu verhindern (der Befehl war erst im April 1989 von Honecker aufgehoben worden), blickten verwundert auf die Geschehnisse, die unerwartet, aber doch wie von selbst ihren Lauf genommen hatten. Niemand hatte den Befehl gegeben, die Mauer niederzureißen. Niemand hatte irgendjemanden dafür angeheuert. Aber mit dem Erlass der DDR-Regierung zur Grenzöffnung und Reisefreiheit für ihre Bürger war die Mauer obsolet geworden. Das fühlten auch die Menschen und stürmten vorwärts wie eine Naturgewalt. Eine solche Bewegung wie in Berlin am 9. November 1989, getragen von aufwallenden Gefühlen und einem unbeirrbaren Willen, kann nichts und niemand aufhalten.

Auch ich wollte dabei sein. Zunächst verängstigte mich das ungewohnte Schauspiel. Doch schon bald hallte auch in meiner Brust der

Schrei nach Freiheit und Demokratie. Und als ich nach langem Warten die Mauer berührte, wurde ich von meinen Gefühlen überwältigt.

Ich erinnerte mich, wo es vorher schon ein ähnliches Schauspiel gegeben hatte. In Vietnam, das lange in Süd und Nord geteilt war und wo Kriege das Blut der Brüder fließen ließen, vereinten sich am 30. April 1975 nach dem Fall von Saigon beide Landesteile.

Über den Vietnamkrieg wurde damals in der mongolischen Presse ununterbrochen berichtet. Die Parteinahme war eindeutig: Was hatten die Amerikaner auch in der vormals französischen Kolonie zu suchen? Wie viele amerikanische Flugzeuge, Panzer und Schiffe wurden zerstört? Wie viele amerikanische Soldaten hatten ihr Leben verloren? Wir waren davon überzeugt, dass die imperialistischen Amerikaner zu Recht verlieren und unsere vietnamesischen Brüder gewinnen würden. Daher gab es bei uns ein Lied, in dem es hieß: »Du – Amerikanischer Soldat hör zu, hör gut zu! Auf dieser goldenen Welt ist Vietnam nicht alleine.«

Obwohl wir Kinder waren, wollten wir unsere vietnamesischen Altersgenossen unterstützen. Wir schickten ihnen Briefe und Geschenke und beteiligten uns an vielen Anti-Kriegs-Aktionen. Als Pioniere sprachen wir unseren Schwur, trugen mit Stolz unser dreieckiges, rotes Pionierhalstuch und ein Abzeichen mit dem Bildnis Suche-Bators, des Gründungsvaters der Mongolischen Volksrepublik, und veranstalteten Aktionen in unserem Quartier. Damals mangelte es an vielem und es war schwierig, guten Stoff für rote Halstücher zu finden. Besonders schick gekleidet war man mit einem solchen Tuch aus der Sowjetunion. Sowjetische Pioniertücher erinnerten an die Unterstützung von über 10.000 Rotarmisten für die Mongolei seit dem Erringen der Unabhängigkeit von China im Jahr 1921. Mit solch einem schönen Tuch hatte mich mein großer Bruder für meine guten schulischen Leistungen belohnt. Nun wollte ich es ihm gleich tun und gab mein rotes Halstuch mit einem persönlichen Brief in der vietnamesischen Botschaft ab, damit ein vietnamesisches Kind mein Halstuch tragen konnte.

Die Erinnerung an Vietnam löste bei mir im Herbst 1989 gemischte Gefühle aus. Die Wiedervereinigung Vietnams war nach einem langen, blutigen Krieg erfolgt. Wie würde es nun in Deutschland, wo ich lebte, ausgehen? Die Berliner Mauer hatte seit 1961 weit mehr als hundert

Menschenleben gefordert. Doch jetzt stand das Monument aus Beton ruhig und geduldig da und erzitterte unter den Schlägen von Hämmern und Eisenstangen.

An diesem Tag wurde mein Glauben an den Sozialismus und dessen Endziel, den Kommunismus, vollkommen erschüttert. Mit der Mauer wurden auch meine Erwartungen an das Leben und meine gesetzten Ziele für die Zukunft zerstört. Ich dachte an meine Heimat. Wie würde sich die Mongolei, die zu diesem Zeitpunkt zwar formal unabhängig, wirtschaftlich und politisch aber ein sowjetischer Satellitenstaat war, entwickeln? Welchen Beitrag könnte ich leisten? Und wie könnte ich mir einen Platz im Leben sichern?

Der Mauerfall eröffnete mir und Millionen von Menschen eine neue Welt. Bis dahin war die Berliner Mauer das Wahrzeichen einer in Ost und West geteilten Welt. Sie war ein Zeugnis der großen Umwälzungen im 20. Jahrhundert. Die Berliner Mauer war ein Produkt der Großmacht-politik der Nachkriegszeit und des Kalten Krieges.

Als ich noch zur Schule ging, wusste ich nur wenig über die Ereignisse, die zur Spaltung Deutschlands und zum Mauerbau geführt hatten. Damals war es für uns nicht möglich, sich Informationen frei zu beschaffen. Im Schulunterricht wurde verleugnet oder schlechtgemacht, was wir heute als richtig ansehen. Wir durften noch nicht einmal die Namen bedeutender Persönlichkeiten der mongolischen Geschichte aus der Zeit vor der Revolution aussprechen. Was wir lernten, das bestimmten die Kommunistische Partei der Sowjetunion und ihre mongolische Schwester, die Mongolische Revolutionäre Volkspartei (MRVP). Wie in der DDR und den anderen sozialistischen Ländern gab es auch bei uns zahlreiche »weiße Flecke« in der offiziellen Geschichtsschreibung. Doch in meinem letzten Jahr auf der Mittelschule hatte ich einen Geschichtslehrer, Baatar, der für diese Zeit als Freidenker, ja fast Oppositioneller gelten konnte. Baatar sagte uns, dass wir unsere eigene Geschichte erforschen sollten. Wer etwas über die Geschichte der Mongolischen Volksrepublik lernen wollte, sollte beispielsweise zwei Bücher über die Konferenzen von Jalta und Potsdam am Ende des Zweiten Weltkriegs lesen. Dort nämlich entschieden die Verbündeten der Anti-Hitler-Koalition auch über die völkerrechtliche Anerkennung

der Mongolei. Natürlich folgten wir der Empfehlung unseres Lehrers. Es war eine für diese Zeit wirklich außergewöhnliche Lektüre. Wir lasen, wie sich im Februar 1945 auf der Krim die Führer der Sowjetunion, der USA und Großbritanniens trafen, um über die europäische Nachkriegsordnung zu entscheiden. Es wurde beschrieben, wie der amerikanische Präsident Roosevelt und der britische Premierminister Churchill den Obersten Befehlshaber der Roten Armee, Stalin, darum baten, dass sich die Sowjetunion im Kampf gegen Japan beteiligte. Stalin soll dafür drei Bedingungen gestellt haben. Eine davon war die Anerkennung der Souveränität der Mongolischen Volksrepublik. Nach dem Kriegsende in Europa trafen sich die Großen Drei im Juli und August 1945 in Potsdam. Sie verhandelten nicht nur über die Aufteilung Deutschlands, sondern auch erneut über die Unabhängigkeit der Mongolei. Nach Stalins Aufforderung stimmten der neue US-Präsident Truman und der ebenfalls neue britische Premierminister Attlee diesem Vorschlag zu, und sie teilten diesen Beschluss China mit. Das waren damals für uns ganz neue Informationen, über die öffentlich nicht gesprochen werden durfte. Denn alles unterlag einer strengen Zensur: Über die kapitalistischen Mächte USA und Großbritannien wurde nur abwertend gesprochen, die Sowjetunion hingegen strahlte in einem hellen Licht. Dass die USA und Großbritannien die Unabhängigkeit der Mongolei nach dem Zweiten Weltkrieg unterstützt hatten, passte nicht ins offizielle Geschichtsbild.

Die Lektüre lehrte mich, auch wenn ich nur ein Mittelschüler war, dass mächtige Staaten die Weltpolitik zu ihrem eigenen Vorteil bestimmen. Ich lernte aber auch, dass Stalin bei der Anerkennung der mongolischen Unabhängigkeit eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Natürlich wollten wir diese bedeutenden Informationen teilen. Ich versammelte meine Klassenkameraden zu Hause und wir sprachen über unser neu erworbenes historisches Wissen, aber auch über die Erzählungen der Älteren. Wir sprachen darüber, welche mongolischen Reiche es gegeben hatte, wie sie gegründet wurden und wieder auseinanderfielen. Wir sprachen über das Schicksal der Inneren Mongolei, Burjatiens und Tuvas – alles an die Mongolei angrenzende Gebiete mit mongolischstämmiger Bevölkerung. Wann immer sich die Gelegenheit ergab, fragten wir

den Alten und unseren Geschichtslehrern Löcher in den Bauch. Unsere Familien begannen sich Sorgen zu machen, dass wir etwas erzählen könnten, das gegen die eherne Parteilinie verstieß und uns, aber auch sie selbst in eine schwierige Situation bringen könnte. Aber einige Wenige erzählten uns dennoch offen von vielen interessanten historischen Begebenheiten, die wir sogleich zu unseren Klassenkameraden trugen. So wurden meine Freunde und ich fast zu Historikern.

In Deutschland führte das Potsdamer Abkommen dazu, dass zwei Staaten entstanden, die sich in Politik, Wirtschaft, Recht und Kultur voneinander unterschieden wie Tag und Nacht. Die Mauer, vor deren Errichtung mehr als zwei Millionen Menschen von Ost- nach Westdeutschland geflüchtet waren, war somit keine normale Mauer: Sie war das Wahrzeichen für die Trennlinie zwischen zwei Weltsystemen, ein Symbol für den Eisernen Vorhang in Europa, von dem Winston Churchill bereits 1946 gesprochen hatte.

Für uns junge mongolische Studenten in der DDR war die Mauer dennoch Alltag und Normalität. Gewiss, beim Anblick dieser monströsen Grenzanlage mischten sich bei uns immer auch Angst und stille Zweifel am Sinn dieses Bauwerks, ebenso wie bei der DDR-Propagandasendung »Der Schwarze Kanal«, die wir uns jeden Montag im Fernsehen anschauten. Ich erinnere mich noch ganz genau daran, wie zu Beginn jeder Sendung der Bundesadler mit dem schwarz-weiß-roten Brustband, den Farben des Kaiserreichs und des Dritten Reichs, sich auf der Fernsehantenne niederließ. Im Hintergrund erklangen elektronische Töne, die an den Rhythmus des Deutschlandliedes erinnerten. Die Sendung war als Konterpropaganda gegen den Einfluss des Westfernsehens und -radios gedacht und verbreitete seit 1960 die Sichtweise der SED-Führung. Ende der achtziger Jahre zeigte sich jedoch, dass diese Form der Propaganda immer schlechter funktionierte. Immer montags wurden in vielen ostdeutschen Städten Demonstrationen abgehalten. Der Wunsch einer wachsenden Zahl von Menschen nach Demokratie und Freiheit trat immer deutlicher hervor. Doch die SED-Führung hielt an ihrer verkrusteten Politik fest, ebenso an der Teilung Deutschlands durch eine Mauer in Berlin und die Grenzanlagen im Rest des Landes.

Auch in meiner Heimat wurde seit 1930 eine unsichtbare Mauer der Ideologie aufgebaut, die Hand in Hand mit einem grausamen Blutvergießen ging. Über 700 buddhistische Tempel wurden in der Zeit der stalinistischen Säuberungen dem Erdboden gleichgemacht. Über 30 000 unschuldige Zivilisten, Mönche, Nachfahren von Dschingis Khan, Regierungs- und Staatsdiener und viele Intellektuelle wurden in diesen unvorstellbar blutrünstigen Jahren kaltblütig erschossen. Ich fragte mich, wie sich ein Volk so brutal gegen seine sozialen und religiösen Fundamente wenden konnte.

Die historischen Dokumente verweisen auf Stalin: Er stellte für die Unterstützung der Unabhängigkeit der Mongolei durch die Sowjetunion die Bedingung, alle Elemente religiöser Herrschaftsausübung zu beseitigen. Stalin soll bei Zusammentreffen mit der mongolischen Führung im Jahr 1933 mehrere Male gesagt haben: »Eure Mönche haben in eurem Staat einen eigenen Staat aufgebaut. Dschingis Khan hätte das nicht erlaubt. Er hätte sie umgebracht!« Und weiter: »Man kann nicht erkennen, wer zurzeit die Macht hat, der Staat oder die Mönche. So kann es nicht weitergehen. Ihr müsst sie streng unter Kontrolle halten. Ihr habt den Staat von Peldschidiin Genden und den Mönchsstaat. Ihr braucht nur eine Regierung, die gegen die Mönche kämpfen kann. Nur so ein Staat wird unser Partner.« Das waren Stalins Forderungen, und es wurde jemand gesucht, der diese schreckliche Aufgabe übernehmen würde. Doch der damaligen Premierminister Peldschidiin Genden (1892–1937) und sein Nachfolger Anandyn Amar (1886–1941) weigerten sich, Stalins Ansinnen nachzukommen.

Auf Druck Stalins wurden sie faktisch entmachtet und der Innenminister Kh. Tschöibalsan (1895–1952) führte als neuer starker Mann die Verfolgung der Mönche und die Zerstörung der Klöster durch. Genden und Amar wurden in Moskau später ermordet. Vor seiner Erschießung sagte Amar: »Ich respektiere das russische Volk. Aber ich hasse die Kommunisten. Ihr habt von Anfang an versucht, unser kleines, armes Land zu kolonisieren und versucht es immer noch. Ich bin kein Vaterlandsverräter. Wenn wir wirklich ein souveräner Staat sind, hat nur das mongolische Gesetz das Recht, mich zu verurteilen.« Auch wenn Amar nicht aufgab, fiel er dem Recht des Stärkeren zum Opfer.



Mit meiner Familie vor dem Tschingis Khan Denkmal vor dem Parlamentshaus, 2015



*Ich reite gern mein Pferd Joroo Alag, wenn ich auf dem Land bin.
Arkhangai Aimak, Erdenemandal sum, 2016*



*Ich hatte gute Gespräche mit unserem ehemaligen Präsidenten N. Enkhbayar
Hubsugul Aimak, 2006*



Als Landwirtschaftsminister habe ich mich oft mit Viehzüchtern getroffen und mit ihnen über ihr Leben und den Zustand des Viehs gesprochen. Nach der Fahrt mit der Pferdekutsche auf dem Eis des kristallklaren Hubsugul Sees, Hubsugul Aimak, 2005



Meine guten treuen Freunde sind meine Hunde. Bei einem Spaziergang im Wald, im Sommer 2017



Zwei bekannte Champions besuchten mich bei mir Zuhause während des Neujahrsfestes, B. Baterdene, Champion in unserem nationalen Ringkampf, und D. Dagvadorj alias Asashoryu, Champion in Sumo. 2006



Mit Heiligen / Reinkarnation / und Mönchen ist mein Heimatort zeremoniell vertraut. Erdenemandal Sum, Arkhangai Aimak, 2014



Unsere Tochter begleitet uns gern bei Reisen auf dem Land. Sie liebt Tiere. Tuv Aimak, 2008



Lustige Spiele mit Kleinkindern auf dem Land. Erdenemandal sum, Arkhangai Aimak, 2013



In Washington, 2007



Mit einem kleinen Neffen in Erdenemandal sum, Arkhangai Aimak, 2013



In jedem Sommer fahre ich aufs Land. In Khentii Aimak, Sommer 2020



Ich überreiche Schultaschen mit Schulsachen als Geschenk an Reiterkinder auf einem Festival in Arkhangai Aimak, 2011